

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Zinger, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 21. März 1901.

(Nachdruck verboten.)

Der Eulenkneifel.

Eine Erzählung von Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

Er führte sie dann gewöhnlich auf Wegen, wo er sicher war, Menschen zu begegnen. Man sollte eben seine liebliche Nichte sehen sich an ihrem Anblick weiden und die Kunde von ihrer Anmuth und Sittigkeit immer weiter verbreiten, woran sich für ihn die selbstsüchtige Hoffnung schloß, daß der im Frühling zu erwartende Zuzug neuer Ansiedler schon allein um des holden Kindes willen an Hamlocks Besitztum vorübergehe, um sich in seiner nächsten Nachbarschaft anzubauen. Auch an der Posthalterei geleitete er sie gern vorbei, und böshafte Schadensfreude offenbarte er augenfällig in dem Wahne, daß die Mitglieder der verhassten Familie aus allen Winkeln zähneknirschend nach ihm auslugten und ihn um die liebliche Hausgenossin, die zu deren größtem Schaden in dem Ort erschienen war, mit allen Fasern des Herzens beneideten. Gertrud dagegen sah alles, begriff alles, und wie ein Alp senkte es sich auf ihr treues Gemüth. Sie sah auch den jungen Hamlock zuweilen aus der Ferne, und es enigig ihr nicht, daß derselbe ihnen mit Bedacht auswich. War indessen eine Begegnung unvermeidlich, und er grüßte ehrerbietig, so dankte sie mit kaum merklichem Neigen des Hauptes. Hindern konnte sie freilich nicht, daß dabei die Farbe ihrer blühenden Wangen bis unter das blonde Haar hinauf schlich. Das Bewußtsein aber, diese Wandlung nicht verheimlichen zu können, machte ihr armes junges Herz pochen, als hätte es sich einen Weg ins Freie hinausbahnen wollen. Und wenn er längst vorbei war, meinte sie noch immer die Worte zu hören, welche er an jenem ersten Abend zu ihr sprach. Jungfräuliche Scham ergriff sie bei dem Gedanken, daß ein Geheimniß zwischen ihnen schwebte, welches kein anderer ahnte: sie zürnte ihm wegen der durch ihn heraufbeschworenen Unruhe. Sie fürchtete ihn sogar. Trotzdem durchzitterte sie beim jedesmaligen Ausgange die Frage, ob er wohl wiederum ihren Weg kreuzen würde. Und wie es ihr dann wieder durch die Seele schnitt, wenn des stolz neben ihr einerschreitenden alten Kneifel scharfes Gesicht in bitterem Hohne schwamm, so oft er dem jungen Mann für seinen Gruß den Dank schuldig blieb; und wie seine Stimme böshaft klang, indem er ihn, zu Gertrud gewendet, als mit zu denjenigen gehörend bezeichnete, denen sie auf grund ihrer Beziehungen zu ihm selber ein Dorn im Auge geworden. —

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen und der Missouri war wieder eisfrei, als Gertrud in noch ernsterer Weise daran erinnert wurde, daß Kneifel, trotz seiner gleichsam fieberhaften Fürsorge, sie doch nur als ein seinen eigennützigen Plänen dienendes willenloses Werkzeug betrachtete. Ein Brief war eingetroffen, welcher ihn, wie sie beobachtete, in lebhafteste Unruhe versetzte. Sie fühlte

förmlich den mißtrauischen Blick, welchen er während des Besens über das nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben hinweg ihr verstoßen zusandte. Noch mehr befremdete sie es, daß er zum Schluß das Papier zusammenknitterte und in die Kaminlut warf. Die darauffolgende erkünstelt heitere Sorglosigkeit, welche er zur Schau trug, bestärkte sie nur in dem Verdacht, daß er irgend etwas vor ihr zu verheimlichen wünschte. Leichtler gelang es ihr selber, den Dunkel über die durch sein plötzlich verändertes Wesen erzeugten Eindrücke zu täuschen, sodaß er bis zum Abend den Brief vergessen zu haben schien. Folgenden Morgens begann indessen seine Unruhe von neuem. Diese steigerte sich von Stunde zu Stunde, bis sie endlich in eine eigenthümliche Narkose ausartete. Mit wachsender Besorgniß gewährte Gertrud, daß seine Bewegungen mehr und mehr den Charakter des Unbewußten erhielten und er immer wilder, so oft er glaubte, es unbemerkt ausführen zu können, ihr Blicke zuwarf, die von ebensoviel Scheu wie Mißtrauen und versteckter Habgier zeugten. Der Nachmittag verstrich und die ersten Dämmerungsschatten meldeten sich bereits an, als er, ohne jegliche vorhergegangene Anregung dazu, plötzlich erklärte, daß es doch wohl angemessen für Gertrud sei, wenn sie auch mit anderen Menschen verkehre. Und so rieth er ihr, noch denselben Abend bei irgend welchen Beuten zu verbringen, die ihr gerade gefallen hätten. Auf ihre Einwände nannte er sogar Hamlock, hinzufügend, daß man sie dort sicher willkommen heißen würde. Von unbestimmten bösen Ahnungen beschlichen und um ihn durch ferneren Widerspruch nicht zu reizen, entschloß sie sich schnell, und gleich darauf sah Kneifel ihr von der Hausthüre aus nach, wie sie auf dem Uferwege sich in der vorgeschriebenen Richtung entfernte. Doch nur bis dahin ging sie, wo sie sicher war, sich außerhalb seines Gesichtskreises zu befinden, und nach kurzem Säumen begab sie sich langsam auf den Rückweg. Auf der Stelle, wo sie einst von dem jungen Hamlock sich trennte, blieb sie zweifelnd stehen. Es war beinahe vollständig dunkel geworden. Der Lichtstreifen neben der geschlossenen Fensterlade verrieth, daß Kneifel gewohnter Weise die Lampe angezündet hatte. Noch schwankte sie, ob sie näher an das Haus heranschleichen sollte, als sie das Geräusch unterschied, mit welchem dem Hause gegenüber und gerade da, wo ein gangbarer Pfad von dem Strome nach dem Ufer hinaufführte, ein Ruder zur Seite gelegt wurde. Obwohl erschrocken, besaß sie doch die Ueberlegung, den Weg zu verlassen und eine kurze Strecke abwärts hinter einem von verdorrtem Gerank durchzogenen Weidenbusch niederzukauern. Die Blicke auf den Uferstrand gerichtet, lauschte sie mit tödtlicher Spannung. Minuten verstrichen, und sie neigte bereits zu dem Glauben hin, einer Sinnestäuschung unterworfen gewesen zu sein, als sie endlich eine unbestimmte Bewegung entdeckte, gleich darauf die schattenähnliche Gestalt eines Mannes aus der Tiefe emportauchte und auf das Haus zuschlich. Dort schien sie zu

versinken; dann aber drang das vorsichtige Pochen zu ihr herüber mit welchem jemand Einlaß begehrte. Fast gleichzeitig wurde die Thüre geöffnet, und vor dem erhellten Hintergrunde erkannte sie nicht nur den alten Kneifel, sondern auch einen Mann, welcher mit einer Bürde auf dem Rücken zu ihm hineinschlüpfte. Die Thür fiel zu, der Riegel wurde vorgeschoben, und neue Angst bemächtigte sich Gertruds, indem sie sich entsann, von einem übelberufenen Hausfurer gehört zu haben, mit welchem Kneifel in geheimnißvollem Verkehr stehen sollte. Von Schreckbildern gefoltert, schlich sie nach dem Hause hinüber, und in der Hoffnung, wenigstens die Art der zwischen den beiden Männern waltenden Beziehungen kennen zu lernen, stellte sie sich neben dem Fenster auf. Aus der Deutlichkeit, mit welcher die Worte, wenn auch gedämpft, zu ihr herausdrangen, ergab sich, daß die beiden Genossen vor dem Tisch Platz genommen hatten.

„Ich wählte das Boot,“ hieß es da leichtfertig in dem Augenblick, in welchem Gertrud ihr Ohr der Fensterlade näherte, „einstheils um die Beförderung meiner Bürde zu erleichtern, dann aber auch, um spurlos von hier verschwinden zu können. Ich gedachte dabei Ihrer lächerlichen Vorliebe für Heimlichkeit.“

„Gut, ganz gut,“ versetzte Kneifel eifrig, „doch zunächst: haben Sie das Silber in Gold umgesetzt?“

„Sicher!“ lautete die Antwort; „drei Zwanzigdollarsstücke löste ich ein, wie sie nie vollgewichtiger aus der Münze hervorgingen.“

„Gott sei Dank! Und die Zinsen von Morgan — vierzig Dollars müssen es sein.“

„Auch die trage ich bei mir. Morgan ist ein pünktlicher Zahler — Sie müssen übrigens schon einen ansehnlichen Haufen Gold im Hause haben —“

„Nichts, nichts“, fiel Kneifel ein, „hier wäre es mir nicht sicher genug —“

„Gehen Sie doch“, unterbrach die fremde Stimme ihn mit einem Lachen, welches Gertrud unheimlich anwehte, „Sie sind nicht der Mann dazu, Ihren Reichtum anderen Händen anzuvertrauen; was ich Ihnen in den letzten Jahren zutrug, muß allein schon an die zweitausend Dollars betragen.“

„Wofür Sie bezahlt wurden, oder Sie hätten die Hände davongelassen“, ächzte Kneifel förmlich. Mehr hörte Gertrud nicht. Namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Bilder tauchten in ihrer regsamen Phantasie auf, die sie mit Entsetzen erfüllten. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht sehnte sie sich nach Hülfe, nach Beistand, und durchdrungen von solchen Empfindungen, schlich sie von dem Hause fort. Dann aber eilte sie der Ansiedelung zu, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten. In wenigen Minuten gelangte sie über die kahle Fläche; in noch kürzerer Zeit an den Gehöften und Häusern vorbei, bis Hamlocks Heimstätte endlich vor ihr lag. Anstatt durch die Hausthüre einzutreten, klopfte sie ans Fenster, diese Bewegung mit einem dringlichen Ruf begleitend. Gleich darauf befand James sich an ihrer Seite, und ohne den nachdrängenden erschrockenen Hausgenossen ein Wort der Auskunft zu erteilen, zog sie ihn mit sich fort. „Es geht Unheimliches zu Hause vor,“ konnte sie ihm beinahe athemlos zu; „der Onkel und ein anderer — ich glaube der Hausfurer — haben sich eingeschlossen — sie reden von Geld — meine Angst mag ungerechtfertigt sein, allein ich konnte nicht anders — ich mußte jemand in der Nähe wissen, sollte ich nicht vor Entsetzen vergehen.“

„Gott segne Sie für Ihr Vertrauen“, antwortete James aus herbvollem Herzen. Das waren die einzigen Worte, die zwischen ihnen gewechselt wurden, und ihre Schritte beschleunigend, gelangten sie binnen kürzester Frist nach dem abgelegenen Hause, wo sie sich ungesäumt vor dem Fenster aufstellten und unter äußerster Anspannung ihrer Sinne hineinlauschten.

Die beiden Männer saßen noch immer vor dem Tisch. Helles Klirren und einzelne abgebrochene Worte verriethen, daß der Hausfurer das mitgebrachte Geld aufzählte.

„Das wäre das ganze, und das Mädchen mag jetzt kommen“, sprach er endlich mit eigenthümlich gepreßter Stimme, daß es Gertrud eiskalt überrieselte. James dagegen beide Fäuste behutsam auf die Fensterlade legte, „ja, das ganze bis auf den letzten Cent, und ich wiederhole, hängen will ich, wenn zur Zeit nicht an die drei- bis viertausend Dollar in Ihrem Bett lagern.“

Aus dem Schweigen, welches nunmehr folgte, ging hervor, daß Kneifel den Hausfurer mit plötzlich erwachtem Argwohn anstarrte.

„Sie wollen in meinem Hause besser Bescheid wissen, als ich selber?“ fragte er nach einer Pause mit unsicherer Stimme.

„Das nicht,“ antwortete der Hausfurer, und er lachte häßlich erzwungen, „aber ich möchte Ihnen anrathen, mir das Geld anzuvertrauen, daß ich es da unterbringe, wo es Ihnen sicher Zinsen einträgt —“

„Ist schon geschehen, ist schon geschehen“, fiel Kneifel überstürzt ein, „wie würde ich wohl so viel Geld unter meinem morschen Dach dulden.“

„Ich möchte nicht danach suchen, Herr Kneifel.“

„Suchen Sie, suchen Sie, wenn's Ihnen Freude bereitet.“

„Auch in Ihrer Bettlade, auf der Stelle, wo Sie Ihr Haupt niederzulegen gewohnt sind?“ versetzte der Hausfurer höhniisch, und das Schurren eines Stuhles verrieth, daß er sich erhob.

„Bleiben Sie sitzen“, rief Kneifel nunmehr kreischend aus, — „Lüge, kein Cent —“

Ein dumpfer Schlag folgte, begleitet von einem halberstickten feuzzerähnlichen Klageruf.

„Onkel! Onkel, ich bin hier!“ schrie Gertrud auf dem Gipfel ihres Grauens. Gleichzeitig flogen Fensterlade und Fenster vor der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher James sich gegen dieselben warf, krachend und klirrend nach innen, in ihrem Falle die Lampe umstürzend und verlöschend. In der nächsten Sekunde knirschten Riegel und Schloß. Weit auf flog die Thüre. Ein Mann stürzte ins Freie hinaus und gerade in die Arme des jungen Hamlock, um von diesem zu Boden geworfen zu werden. Dann noch eine kurze Anstrengung und James kniete auf seinem Gegner, mit der rechten Faust dessen Gesicht fest auf den Erdboden pressend. „Miß Gertrud!“ rief er der verzweiflungsvoll Jammernden zu, während sein Gefangener ächzend und fluchend sich von seinem Griff zu befreien trachtete, „fassen Sie sich. Keine Minute ist zu verlieren — andere Schurken mögen in der Nachbarschaft lauern — eilen Sie, eilen Sie nach Hülfe — ich halte ihn, bis Leute heran sind“ — und davon flog das entsetzte Mädchen, als ob seine Sehnen aus Stahl gewebt gewesen wären. Bald darauf tönte der Hülferuf herüber, mit welchem Gertrud die Bewohner der Ansiedelung aus ihrer abendlichen Ruhe aufstörte. Bevor aber die ersten die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, befand Gertrud sich wieder im Hause, wo sie zunächst durch heftiges Schüren das Kaminsfeuer zum Aufflammen brachte. Die Männer, unter diesen der alte Hamlock, waren unterdessen eingetroffen und beschäftigten sich eifrig damit, den Hausfurer zu fesseln, als durchdringendes Aufjammern einen Theil derselben in die Hütte hineinrief. Ihr erster Blick fiel auf Gertrud, die verzweiflungsvoll die Hände rang; dann lehrten sie sich Kneifel zu, der blutüberströmt neben dem Tisch auf der Erde lag. Neben ihm lag ein kurzes Beil. Die klaffende Wunde auf seiner Stirn zeugte für die Gewalt, mit welcher der Mörder ihn getroffen hatte. Und dennoch gab er Lebenszeichen von sich. Hatte man sich vorher nie mit ihm befreundet können, so überboten die Nachbarn sich jetzt gegenseitig, zumal angefißt des entsetzten Mädchens, ihn auf Gertruds Lager zu betten und ihm die erste Hülfe angedeihen zu lassen. Dann entfernten sie sich mit dem Verbrecher, um ihn au

der Posthalterei in sicheren Gewahrsam zu bringen und ungesäumt einen Wagen nach dem nächsten, vier Stunden Wegs entfernten Arzt zu schicken. Als Wache und um Gertrud bei der Pflege zu unterstützen, blieben der junge Hamlock und dessen herbeigerufene Schwester zurück. Kneisel lag bewusstlos, athmete leise, die erste matte Hoffnung auf seine Rettung nährend. —

Es war am vierten Tage um die Mittagszeit und in der Ansiedlung lebte man noch in der vollen Aufregung über das furchtbare Ereigniß, als Kneisel die Augen aufschlug und mit zurückkehrendem Bewußtsein um einen Trunk bat. Sein erster blöder Blick fiel auf den jungen Hamlock, der ihm zu Füßen saß. Neben ihm zu Häupten befand sich Gertrud. Nachdem er getrunken hatte, sann er eine Weile nach, worauf er in die Worte ausbrach: „Das war fürchterlich. Wer hätte das von ihm geglaubt!“

„Es ist alles besser abgelaufen, als wir glaubten hoffen zu dürfen,“ antwortete James beruhigend, „meinte der Arzt doch gestern, Sie würden es sicher überstehen.“

„Was soll ich noch auf der Welt, nachdem ich um alle Ersparnisse meines Lebens gebracht wurde,“ stöhnte Kneisel zerknirscht.

„Um nichts sind Sie gebracht worden,“ versetzte Gertrud nunmehr ebenfalls beschwichtigend; „hier unser Freund traf gerade zur rechten Zeit ein. Nicht nur Ihr Leben rettete er, sondern auch Ihr Eigenthum.“

„Nachdem Miß Gertrud mich gerufen hatte,“ fügte James treuherzig hinzu, „ohne ihre Klugheit und Eile sollte es mir schwer geworden sein.“

Kneisel starrte ungläubig ins Leere. Furcht und Hoffnung rangen auf seinem abgekehrten Gesicht Mitleid erregend miteinander. Erst nachdem Gertrud auf sein Geheiß den bis dahin unberührt gebliebenen Kasten aus seinem Versteck herbeigeht und er einen Blick in denselben geworfen hatte, beruhigte er sich so weit, um auch anderen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Mit ängstlicher Spannung lauschte er, als Gertrud auf seine Frage den ganzen Hergang des grausigen Ereignisses schilderte; dann meinte er, selt sam verlegen zu James gewendet: „Sie scheuten sich nicht, sich in die Pflege mit dem Mädchen zu theilen? Und Ihr Vater? Was sagte der zu Ihrem Thun?“

„Der?“ antwortete James lachend, „der hat manche Stunde selber hier gefessen.“

„Neben seinem erbittertsten Feinde?“

„Wir zu Hause kennen überhaupt keine Feindschaften.“

„Aber der Mörder — er wird mir fernerhin nach dem Leben trachten.“

Der trachtet keinem mehr nach dem Leben. Er wurde fortgebracht, und bevor viele Tage vergehen, empfängt er den Lohn für seine Missethaten.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und herein schritt James' Schwester. Bei sich trug sie einen Korb mit Speisen für Gertrud und den Verwundeten. Beim Anblick des zum Bewußtsein gelangten erröthete sie vor Freude. „Du sollst nach Hause zum Essen kommen, lassen Dir Vater und Mutter sagen,“ kehrte sie sich dem Bruder zu, „ich selbst werde so lange hier bleiben.“

James erhob sich, reichte zuerst Kneisel, dann Gertrud die Hand und verließ das Gemach auf den Fußspitzen.

Kneisel sann wieder nach, bevor er, wie gegen Müdigkeit ankämpfend, klagend bemerkte: „Kaum habe ich meine Gedanken ein wenig gesammelt, so bedrohen mich neue Sorgen. Ueberstehe ich den Schlag wirklich, so bleibe ich unfähig zur Arbeit.“

„Sie brauchen überhaupt nicht mehr zu arbeiten,“ erklärte Gertrud tröstlich, und um ihre blühenden Lippen spielte jenes süße finnlige Lächeln, welches Kneisel täglich an ihr pries, „vielleicht heirate ich dennoch zu seiner Zeit; dann mag Ihre Arbeit mir zu fallen.“

„Das wäre ein rechter Segen für uns beide,“ versetzte Kneisel eintönig, anscheinend theilnahmslos, und etwas wärmer fügte er hinzu: „Aber auch für denjenigen, auf welchen Deine Wahl fällt. Möchtest Du einen rechtschaffenen Mann finden, der Deiner auch werth ist, schon allein um Deiner Augen willen!“

„Kommt Zeit, kommt Rath,“ versetzte Gertrud mit einem wunderbaren Blick über den Leidenden hinweg, „zunächst genießen Sie etwas. Nachher ruhen Sie weiter. Aller peinlichen Betrachtungen sollen Sie sich entschlagen, so rieth der Arzt gestern bei seinem Scheiden.“ Und wie sie sagte, so geschah es. Aufmerksam bedient von den beiden freundlichen Gestalten, beschlich ihn sichtbar ein Gefühl des Behagens. Demselben nachgebend, entschlief er bald.

Der Abend war nicht mehr fern, als James wieder eintraf. Gertrud, die ihn kommen hörte, ging ihm bis vor die Thüre hinaus entgegen. Beim Anblick des stattlichen jungen Mannes mit dem kraftvollen Bau eines Hünen und dem redlichen Gemüth eines Kindes erglühete ihr liebliches Antlitz im zauberischen Purpur verschämter Jungfräulichkeit.

„James,“ redete sie ihn zum erstenmale mit diesem Namen an, und ihre Stimme bebte leise, „Sie haben Ihr Versprechen getreulich gehalten. Mit keiner Miene erinnerten Sie mich an das zwischen uns schwebende Geheimniß. Jetzt will auch ich mein Wort mit freiem, frohem Gewissen einlösen.“ Sie seufzte tief auf. Ihre Furcht vor James drohte wieder in den Vordergrund zu treten; doch nur einige Sekunden, und seine erwartungsvoll schauenden Augen ängstlich suchend, sprach sie in innigem Tone: „Ja, James, änderten Sie Ihren Sinn nicht, so bin ich freudig bereit, Ihre Frau zu werden, wann immer Sie den Tag bestimmen!“ Sie sah, daß Bestürzung und namenloses Entzücken ihm die Sprache raubten, ihn gleichsam versteinerten. Sie hörte, wie seinen Lippen sich flüsternd entwand: „Mein Gott, mein Gott — ich kann an soviel Glück nicht glauben,“ dann legte sie unter andringenden Thränen ihre Hände auf seine rauhen gebräunten Wangen, und das Haupt des wie in Verzückung willenlos Nachgebenden zu sich niederziehend, küßte sie ihn auf den Mund. „Glauben Sie es noch nicht?“ fragte sie mit vor Innigkeit und Hingebung gedämpfter Stimme, und wie seine Blicke jetzt noch mehr fürchtend, denn je zuvor, barg sie, von seinen Armen umschlungen, ihr Antlitz an seiner breiten Brust — —

Als sie ein wenig später eintraten, lag Kneisel mit offenen Augen da. Schnell setzte Gertrud sich zu ihm, und seine hagere Hand ergreifend, erklärte sie mit ihrem süßesten Lächeln, welches ihn wie ein Gruß aus fernen Tagen milde anwehte: „Der Mann wäre gefunden. Es bedarf nur Ihrer Zustimmung, um uns alle zu beglücken.“

Wie ihre Worte nicht verstehend, blickte Kneisel zu ihr auf. Erst als Gertrud James neben sich hinzog und dieser in seiner offenen ehrlichen Weise in aller Form um sie anhielt, tagte es in seinem Geiste. Thränen der Wehmuth und niegefannter Freude drangen in seine Augen, indem er die Hände der beiden jungen Leute ergriff. Es schmolz dahin die letzte Spur der ehernen Rinde, welche sich im Lauf der Jahre um sein Herz gelegt hatte. „Gertrud“, lispelte er, vor tiefer Bewegung kaum vernehmbar, „Deine Mutter — ich habe sie sehr, sehr geliebt. Was ich einst hoffte, sollte sich nicht erfüllen. Ich klage jetzt nicht mehr. Ich will glauben, ihr treuer Geist habe Dich zu mir geleitet, auf daß ich noch einmal in ihre eigenen Augen schauen, an ihrem zauberischen Lächeln mich erfreuen soll. Sei mir daher gesegnet viel tausendmal, Du geliebtes Kind, und auch Du, Freund James, die Ihr beide mich doppelt dem Leben zurückgegeben habt. Alle Schatten sind gewichen; möchte ich mich nur noch ein wenig an Euerem Glück weiden dürfen. Hier steht der Kasten mit meinen Ersparnissen. Nehmt ihn, nehmt ihn, alles gehört Euch — sorgt, daß Ihr bald unter Euer eigen Dach kommt — aber nicht zu weit von dem meinigen hier — ich muß euch nahe wissen Tag und Nacht. Was

ich versäumte, Ihr sollt es nachholen: pflanzt Bäume und Sträucher, säet auch Blumen an — ich will Euch alle nennen, die von der armen Marie mit Vorliebe gepflegt wurden“ — hier übermannte ihn Erschöpfung. Er schloß die Augen zum kräftigenden Schlaf. Hand in Hand saßen neben ihm James und Gertrud. Aufmerksam überwachten sie seine tiefen, Heilung verheißenden Athemzüge. Die lautlose Stille ringsum veranlaßte sie, nach James' Schwester sich umzuschauen. Sie war verschwunden. Geräuschlos war sie hinausgeschlichen. Was sie eben sah und hörte, war zu viel für sie gewesen, um es lange für sich behalten zu können. Flüchtigen Fußes hatte sie sich auf den Heimweg begeben, um den Eltern eine Freudentunde zuzutragen.

(Nachdruck verboten).

Doktor Mazepa.

Von A. Baumgart.

Das Geräusch von einem heftigen Kampf — dann folgte der laute Ausschrei einer Frau und die rauhe zornige Stimme eines fremd sprechenden Mannes.

Der Wirth des Restaurants und zwei seiner Gäste stehen am Fuße der Treppe und horchen gespannt. Man weiß, was da oben vorgeht, aber man kann nicht verstehen, was gesprochen wird, denn die da oben wohnen sind Russen.

Da folgt ein zweiter Ausschrei — und ein schwerer Fall. Im nächsten Moment eilt ein schwarzbärtiger Mann die Treppe herunter.

„Diesmal habe ich's ihr aber gegeben,“ ruft er wild. „Laßt mich vorbei!“

Er schleudert den Wirth und die beiden Männer, die ihm den Weg vertreten, wie hölzerne Puppen beiseite und eilt auf die Straße.

Der Wirth sieht seine Gäste an, schüttelt den Kopf, zuckt die Achseln und winkt ihnen, ihm hinauf zu folgen.

Auf dem Flur des zweiten Stocks liegt ein Weib in der Mitte der Dreißig. Eine Flut rothgoldenen aufgelösten Haares fällt ihr über die Schultern und hüllt sie wie in einen Mantel. Sie liegt auf der Seite. Der Wirth streicht ihr das Haar aus dem Gesicht um dieses sehen zu können. Doch in demselben Augenblick zieht er die Hand zurück und betrachtet sie erschrocken; sie ist voll Blut.

„Armes Weib! Der Schust hat sie gestochen. Schnell, schnell, hole einer von Euch Doktor Mazepa. Ehe ich auf die Polizei schicke, will ich erst hören, wie es hier steht.“

Der Wirth hat allen Grund, sich die Polizei nicht ins Haus zu holen, wenn es nicht unumgänglich nöthig ist. Die meisten seiner Stammgäste fürchten schon den bloßen Anblick der heiligen Hermandad. Manche von ihnen wohnen wochenlang hier, ohne angemeldet zu sein.

Doktor Mazepa ist ein vielgesuchter Arzt der ziemlich verufenen Gegend. Er spricht deutsch so geläufig, daß man ihn für einen Deutschen halten könnte, außerdem beherrscht er noch die russische und polnische Sprache. Er selber hat die Polizei nicht zu fürchten, aber er sieht und hört in seiner ausgedehnten Praxis manches, was für die Polizei von höchster Wichtigkeit gewesen wäre, wenn sie es erfahren hätte. Die Russen, von denen mehrere hier draußen wohnen und ihre Heimat aus zwingenden Gründen verlassen haben, wissen, daß Doktor Mazepa ihr Landsmann ist. Er ist in eine Verschwörung verwickelt gewesen, denunziert worden und hat fliehen müssen.

Mazepa ist nicht der wirkliche Name des Arztes. Aber das weiß niemand. Jedenfalls hat er triftige Ursache, seinen wirklichen Namen nicht zu führen.

Die um die leblose Frau Stehenden machten Doktor Mazepa ehrerbietig Platz. Er ist ein mittelgroßer, stämmig gebauter Mann mit langem, schwarz und graumelirtem Vollbart. Sein Gesicht ist sehr bleich, seine nachtschwarzen Augen liegen tief in ihren Höhlen. Er geht leicht nach vornüber gebeugt, seine Stirn weist unzählige Fältchen auf. Er ist vierzig Jahr alt; seine ganze Erscheinung deutet an, daß er Schweres durchgemacht hat und vor der Zeit gealtert ist.

Der Besitzer des obstrukten Gasthauses zeigt auf die Bewußtlose und erzählt in kurze, was er in bezug auf die Frau weiß. Der Arzt kniet neben ihr nieder, schiebt die Flut rothgoldenen Haares zurück und sieht in das bleiche, noch immer schöne Gesicht. In demselben Moment zuckt er zusammen und seine Mundwinkel ziehen sich tief herab. Doch im Nu faßt er sich wieder und untersucht die Wunde.

„Das ist schlimm — sehr schlimm,“ sagt er langsam. „Helfen Sie mir, die Frau in ihr Zimmer tragen.“

Sie tragen die Unglückliche auf ihr Bett. Dann befiehlt der Arzt, ihn allein zu lassen, schließt die Thür hinter ihnen, kehrt an das Bett zurück, untersucht die Wunde nochmals und zieht sein Besteck hervor.

„Gar nicht gefährlich,“ murmelt er „nur eine Fleischwunde — von einem Messerstich herrührend. Aber wo ist das Messer?“ Er geht auf den Flur hinaus und späht suchend umher, bis seine Augen einen glänzenden Gegenstand entdecken.

Als er in das Zimmer zurückkehrt, schlägt die Frau die Augen auf. Doktor Mazepa beugt sich über sie.

„Der Glende — er stach mich — muß ich sterben?“ schreit sie abgebrochen in russischer Sprache. „Wo ist er? Hat man ihn der Polizei übergeben?“

„Nein,“ antwortete der Arzt mit gepreßter Stimme. „Wünschen Sie es?“

„Ja, ja! Ich hasse ihn! Er ist ein Feigling! Er hat mir all mein Geld genommen — und jetzt trinkt er — und flucht mir! Heute wollte er mich tödten!“

„Wie heißt er?“

„Kriloff — Iwan Kriloff!“

„Iwan Kriloff! Ich will mir den Namen merken — um Thretwillen! Denn Sie sind verloren!“

Das Weib öffnet die Augen weit in namenlosem Schrecken und preßt die Hand auf die Wunde.

„Ist es — so schlimm? Gar keine Hoffnung?“ murmelt sie.

„Gar keine!“

„Oh dann lassen Sie ihn büßen! Lassen Sie ihn nicht entweichen! Sie sind Arzt, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich will Ihnen alles sagen, wie einem Priester oder einer Magistratsperson. Wenn jener Schurke nicht wäre — würde ich noch heute eine glückliche Frau sein — die Frau eines guten Mannes, den ich betrog. Es war vor fünfzehn Jahren. Ich war die Frau eines jungen Studenten der Medizin in Moskau. Ich liebte ihn — bis Kriloff kam mit seinen süßen Worten und seinen gleichnerischen Lügen. Er machte mich dem Gatten abwendig. Ich kannte das Geheimniß meines Mannes, er war ein Nihilist und an einer Verschwörung theilhaftig. Kriloff wußte das aus mir herauszulocken und überredete mich, es der Polizei zu verrathen — damit wir ihn los wären.“

Die Frau hält inne und holt tief Athem. Doktor Mazepa nimmt ein Fläschchen aus der Tasche und stößt ihr einige Tropfen ein. „Fahren Sie fort!“

„Mein Gatte wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt, doch im letzten Moment zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien begnadigt. Ich stoh mit Kriloff, dem ich alle meine Juwelen und das ganze Vermögen meines Mannes aushändigte, soweit es mir erreichbar war. Wir waren sehr reich, mein Gatte stammte aus

einer sehr vornehmen Familie. Das Studium der Medizin diente nur als Deckmantel, damit er weniger beargwohnt wurde.“

„Und es war dieser Mann — dieser Kriloff — der Sie überredete, Ihren Gatten zu denunzieren und mit ihm zu fliehen? Und Sie thaten es?“

„Ja, aber ich bin furchtbar bestraft worden. Mein Leben war eine Kette von Elend und Unglück. Ich mußte sogar für ihn arbeiten. Das Geld, das wir zum Leben brauchten, mußte ich verdienen. Er schlug mich — er trinkt — und jetzt —“

„Jetzt hat er Ihnen den Todesstoß gegeben — er soll dafür büßen!“

„Ja, ja, er soll büßen! Aber ach — ich möchte nicht sterben. Retten Sie mich Doktor — retten Sie mich —! Ich —“

Sie bricht plötzlich ab.

„Mein Kopf“, stöhnt sie. „Ich — ich —“ sie murmelt ein paar unverständliche Worte und fällt bewußtlos zurück.

Einige Augenblicke herrscht Todtenstille. Doktor Mazeppa geht an die Thür und schiebt den eisernen Riegel vor.

„Gott hat sie beide in meine Hand gegeben,“ murmelt er mit unheimlich glühenden Augen. Dann ergreift er das Messer, nähert sich der Bewußtlosen, setzt die Spitze des Messers sorgfältig in die Wunde, die jener Kriloff ihr beigebracht, und stößt es tiefer und tiefer.

Das Weib rührt sich nicht. Die Tropfen haben ihre Wirkung gethan. Ein Zucken durchläuft ihren Körper — ein Seufzer, dann ist alles still.

Doktor Mazeppa zieht das Messer aus der Wunde, öffnet die Thür und sieht hinaus. Die Männer sind fortgegangen. Dann legt er das Messer wieder in die Ecke, wo er es gefunden und geht in das Restaurant hinunter. Der Wirth eilt ihm entgegen.

„Nun, steht es schlimm?“

„Sehr schlimm,“ lautete Doktor Mazeppa's ernste Antwort.

„Sie ist todt. Sie müssen die Polizei holen und diesen Kriloff verfolgen lassen.“

„Der Schurke ist nicht schwer zu finden. Er sitzt im Wirthshaus an der nächsten Ecke —“

Einige Stunden später kommt ein Polizeiinspektor zu Doktor Mazeppa und erzählt ihm, der Mörder sitze bereits hinter Schloß und Riegel. Man wolle die Aussage des Arztes zu Protokoll nehmen. „Er wird zwar auch ohne Ihre Aussage zum Tode verurtheilt,“ fügt der Inspektor grimmig hinzu. „Wir haben das Messer gefunden. Der Mann giebt auch zu, die Frau in höchster Aufregung gestochen zu haben.“

Doktor Mazeppa nickt und geht in sein Sprechzimmer zurück. Ein kleines Kind, das auf der Straße gefallen ist und sich das Knie aufgeschlagen hat, ist zu ihm gebracht worden. Er verbindet die Wunde, streichelt lieblosend das Köpfchen des Kindes, spricht ihm gut zu, lächelt es herzlich an und schenkte ihm Süßigkeiten.

Doktor Mazeppa sah auf einmal um mehrere Jahre jünger aus. Er dachte das auch selber, als er vor dem Spiegel stand und sein Bild betrachtete.

„All diese Jahre hindurch hat mein Herz nach Rache geschrien,“ murmelte er vor sich hin, „daß ich aber imstande sein würde, beide auf einmal zu treffen und auf so leichte Weise — das, ach, das ist mehr, als ich zu hoffen wagte.“

Zwan Kriloff hört die Anklage und die Aussagen der Zeugen mit gesenktem Haupt an. Er weiß, daß er dem Tode verfallen ist. Während Doktor Mazeppa seine Aussage abgiebt, steht er in aufrechter Haltung vor dem Richtertisch. Er spricht mit ruhiger fester Stimme und in seinem Wesen scheint er Zwan Kriloff bekannt, aber der Mann, dem er so schmachvolles Unrecht zugefügt, hat sich so bedeutend verändert, daß er ihn nicht wiedererkennt.

Zwan Kriloff wird zum Tode verurtheilt. Er betheuerte, er habe die Frau nicht ermorden wollen. Wenn der Messerstich tödtlich gewesen, so sei das ein verhängnißvoller Zufall. Sie habe ihn

furchtbar gereizt, er sei unzurechnungsfähig gewesen. Er habe sehr unglücklich mit ihr gelebt, sie habe ihn mit den bittersten Vorwürfen gequält und ihm das Leben zur Hölle gemacht.

Das Todesurtheil wird verkündet. Zwan Kriloff senkt das Haupt und er wird abgeführt.

Als er an Doktor Mazeppa vorüberkommt, murmelt dieser ihm einige Worte in russischer Sprache zu. Der Verurtheilte erbleicht jäh und umklammert krampfhaft den Thürpfosten.

Die Worte, die Doktor Mazeppa ihm zuflüsterte, waren diejenigen, welche die Nihilisten gebrauchen, wenn sie einem Verräther mittheilen, daß er dem Tode verfallen ist.

Doktor Mazeppa ist auch heute noch das Ideal der armen Bevölkerung der Gegend, in der er wohnt. Die Frauen lieben ihn, weil er so freundlich und sanft ist, die Kinder vergöttern ihn, weil er so überaus liebenswürdig ist. Früher war er schweigsam, jetzt ist er redselig, erzählt ihnen lustige Geschichten und lacht und scherzt mit ihnen. Er geht elastisch und vergnügt einher, wie ein Mann, von dessen Schultern plötzlich eine schwere Bürde genommen ist.

(Nachdruck verboten.)

Die Urheimat unserer Hunde.

Von Herm. Verdrom.

„Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht, was lieben und geliebt sein ist,“ sagt ein spanischer Schriftsteller, und ein großer deutscher Philosoph ergänzt diesen Ausspruch dahin: „Für das Bedürfniß aufheiternder Unterhaltung und um der Einsamkeit die Dede zu benehmen, empfehle ich die Hunde, an deren moralischen und intellektuellen Eigenschaften man fast allemal Freude und Befriedigung erleben wird.“ Welcher Fülle von Geduld und Zuneigung, und welcher unendlichen Zeiträume mag es bedurft haben, um ein Thier aus dem Zustande der Wildheit auf die Stufe zu heben, welche es nach jenen beiden, vielleicht nur wenig übertriebenen Lobpreisungen einnimmt!

Sehen wir somit schon die ältesten Kulturträger, die Aegypter, die Altbabylonier, die Chinesen, im Besitze dieses wichtigsten aller Hausthiere, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie auch die ursprüngliche Züchtung des Hundes selbst vollbracht haben. Vielmehr sprechen manche Anzeichen dafür, daß sie ihn von anderen, auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Völkern erhalten haben. Den alten Bewohnern des Nillandes z. B. lieferten die Länder des Sudan, die nubischen Nomadenstämme und das Land Bunt, d. h. die afrikanische Küste am Ausgang des Rothen Meeres, Herden von Jagdhunden, theils als Tribut, theils als begehrte Handelsartikel. Der alte Pharao Antefo, der etwa zwei Jahrtausende v. Chr. lebte, hat sich auf einem Grabstein mit seinen vier Lieblingshunden abbilden lassen. Zugleich hat er Sorge dafür getragen, die barbarischen Namen der edlen Thiere nebst ihrer Uebertragung ins Aegyptische zu verewigen. Diese vier ältesten Hundennamen lauten: T-kru, d. h. ungefähr „Rochfessel“, B-hu-ka, d. h. „Gazelle“, Ab-a-ka-ra, was eigentlich kein Rufname ist, sondern die ganze Rasse bezeichnet, da es „Windhund“ bedeutet, und Phts, d. h. „Schwarzer“. Mit unseren heutigen Windhunden, den Greyhounds, Wolfshunden, Windspielen und russischen Barsois, stimmen die altägyptischen Jagdwindhunde soweit überein, daß man in ihnen ohne Zweifel die durch menschliche Züchtungskünste allmählich veränderten Stammväter der eben genannten Rassen sehen muß. Auf eine tropische Heimat deutet das kurze, glatte Haar, das nur beim Barsoi infolge klimatischer Einflüsse länger geworden ist, und das Frösteln und Zittern beim Eintritt kühler Witterung, welches besonders die Windspiele zeigen. Der magere Körper, die unverhältnißmäßig stark entwickelten Brustorgane, die Höhe und Schlankheit der Beine weisen auf die endlose Steppe als ehemaligen Wohnsitz; denn nur

hier, wo die Beute nicht beschliffen werden kann, sondern im rasenden Lauf ereilt werden muß, sind solche Körpermerkmale von Nutzen, ja geradezu nothwendig.

Die Frage nach dem Stammvater unserer Windhundsfamilie hat sich, nachdem als Urheimat der Rasse die südlich und südöstlich von Egypten liegenden Gegenden festgestellt waren, ziemlich leicht lösen lassen. Die Stammformen der Haushunde können nur bei den Wölfen und Schakalen, nicht bei den Fuchsarten gesucht werden, da letztere Nachtthiere sind, tags in selbstgegrabenen Höhlen weilen einzeln auf Raub ausgehen und durch den langen, buschigen Schwanz, die nicht eingekerbten Schneidezähne und die vertikale Pupille von den eigentlichen Hunden scharf unterschieden sind. Eine Vergleichung des Schädels des Barsoi oder russischen Windhunds, neben dem Beduinenwindhund wohl das reinste und primitivste Thier der Rasse mit dem Schädel des Kaberu oder abessinischen Wolfes läßt nun, eine solche Uebereinstimmung zwischen beiden auch in ganz geringfügigen Einzelheiten erkennen, daß man letzteren ohne Bedenken für die wilde Stammart der Windhunde erklären kann, umsomehr, als auch das Aeußere dieses langschnauzigen und hochbeinigen Wolfes auffallende Aehnlichkeit mit einem Windhunde zeigt. In Aebessinien und westlich davon bis Nordosfan jagt dieser „hochgestellte, röthlich gefärbte Windhund mit dünner windspielartiger Schnauze“, wie ihn ein älterer Zoologe ohne Ahnung seiner Stammvaterschaft nennt, noch heute in Rudeln, dort wird also auch seine Zähmung zuerst vorgenommen sein.

Noch vor vierzig Jahren war man geneigt, alle wichtigeren Kulturgüter des Abendlandes, und unter ihnen auch die Hausthiere, aus Asien herzuleiten. Diese Ansicht, in den meisten Punkten widerlegt, läßt sich auch hinsichtlich des Hundes vielleicht nur für eine Rasse aufrecht erhalten. Die Chinesen erwähnen bereits 1100 v. Chr. die Tibethunde, eine in Orient seit alters berühmte, durch Muth und Treue gleich ausgezeichnete Hunderasse Innerasiens. Assyrische Darstellungen lassen annehmen, daß diese Berghunde in Asien frühzeitig eine weitere Verbreitung erlangt haben, Alexander der Große lernte sie auf seinem Zuge nach Indien kennen, und Marco Polo der berühmte venetianische Weltreisende, erwähnt sie. Der Kopf dieser Hunderasse ist groß und schwer, die Stirn gegen den Schnauzenthail deutlich abgesetzt, die überschüssige Kopfhaut bildet im Gesicht Falten, die Backen sind lang, die untern Augenlider bilden herabsinkend eine Ecke, die hoch und breit angelegten Ohren hängen, und die Behaarung des kräftigen Körpers ist dicht und meist lang. Zu diesen Charaktereigenümlichkeiten kommen einfache oder doppelte, wie beim Bernhardiner als Rassezeichen anzusehende Wolfsklauen. Die Uebereinstimmungen zwischen diesen Berghunden einerseits und den assyrischen Doggen, den Mastiffs Neufundländern und Bernhardinern andererseits sind so zahlreich und so auffällig, daß es dafür nur eine Erklärung giebt: der Tibethund ist die Stammform der letztgenannten. Er muß schon frühzeitig seinen Weg nach Westen genommen und hier im Bernhardiner und in der Dogge besondere Kulturformen erzeugt haben. Vielleicht wird auch hier noch einmal in einer Wolfsart Hochasiens der Stammvater der ganzen verwandten Gruppe entdeckt.

Wäre somit für zwei große Hundegruppen, die windhundartigen und die doggenartigen, außereuropäischer Ursprung erwiesen, so bleibt für den Rest unser Erdtheil als Heimat bestehen. Hier treffen wir die Hunde als Begleiter des Menschen schon während der jüngeren Steinzeit in den Pfahlbauten, deren Abfälle auf dem Grunde der Schweizer und norditalienischen Seen ein reiches Material an Hundeschädeln geliefert haben. Man hat diese Rasse, ein ziemlich kleines Thier von der Größe und Gestalt eines mittelgroßen Spitzes mit schön gewölbter Stirnlapfel, mäßig zugespitzter, ziemlich kurzer Schnauze und schwachem Gebiß, den „Torfhund“ oder auch den „Pfahlbautenspiß“ getauft. Angenommen, daß dieser Hund — was sich leider nicht unwiderleglich beweisen läßt — schon ein wirklich gezähmtes Thier, nicht etwa eine gelegentlich heimgebrachte Jagdbeute

gewesen ist, so erhebt sich die Frage: was mag die Pfahlbautenbewohner veranlaßt haben, sich aus einer wilden Canidenspezies, wahrscheinlich einer Schakalart, ein Hausthier heranzuziehen? Die jetzigen Eigenschaften des Hundes, seine Wachsamkeit, seine unwandelbare Treue, seine Verwendbarkeit bei der Jagd und der Viehzucht u. a., können es nicht gewesen sein, die ihn so schätzenswerth machten; denn die besitzt der Wildling noch nicht. Aber vielleicht ist die Frage überhaupt falsch gestellt; vielleicht hat der Steinzeitmensch ganz andere Absichten gehabt, als er sich diesen „Spiz“ zulegte. Es giebt gegenwärtig noch manche Völkerstämme, bei denen der Hund für eine Delikatesse ersten Ranges gilt — soll doch Si-Hung-Tschang, als man ihm seinerzeit eine prächtige Dogge verehrte, herzlich bedauert haben, daß seine Zähne schon so stumpf seien. So mag auch der Pfahlbautenmann die fragliche Hundearart anfangs nur gejagt und verspeist, dann auch die gefangenen Jungen nach Hause mitgenommen und in sicherem Gewahrsam für einen Festschmaus gemästet haben. Den Kindern zu Liebe mag auch mancher der kleinen Todeskandidaten am Leben gelassen sein, was dann zur Entdeckung anderer schätzenswerther Eigenschaften des neuen Hausfreundes führen konnte. Den Indianern war schon zur Zeit der Entdeckung Nordamerikas der Hund, dessen einer Schlag vom großen amerikanischen Wolf, dessen anderer vom kleineren Präriewolf abstammt, außer Schlachtvieh auch ein geschätztes Lastthier, das auf einigen reichselartig angebrachten Stangen seines Herrn ganzen Hausrat mitschleift. So mag auch der halbgezümmte Torfhund für seinen Herrn die riesige Jagdbeute, den Bären, den Bison u. a., mit seinesgleichen zum Pfahlbau geschleppt und sich dadurch und durch Wachsamkeit immer schätzenswerther gemacht haben. Der durch das rudelweise Leben und Jagen in ihm erzeugte Trieb der Geselligkeit erleichterte die Zähmung: alle vom Menschen dauernd und eigentlich domestizirten Wesen sind Herdenthiere, weshalb die Rahe oder das Frettchen zum Beispiel nie richtige Diener, höchstens Gesellschafter des Menschen geworden sind.

Der neue Hausgenosß des Menschen, dessen völlige Zähmung nicht so kurzerhand vor sich gegangen sein, sondern Jahrhunderte beansprucht haben wird, zeigt eine große Variabilität, eine Neigung, unter dem Einflusse der menschlichen Züchtung abzuändern und neue Formen zu bilden. Der älteste Pfahlbauspiß war für die Jagd, für die Vertheidigung, als Zugthier nicht kräftig genug, und das ist vielleicht der Grund, weshalb direkte Nachkommen von ihm in Europa nicht erhalten zu sein scheinen, während es bei den Taugusen, Tschuktschen und Samojeden eine Rasse giebt, deren Schädel mit dem unseres Pfahlbauspißes übereinstimmt. Wir sehen deshalb aus dem ersten Torfhund sich allmählich drei Rassen entwickeln deren, Abkömmlinge die großen Wolfsspiße, die eigentlichen Spitze und die Pinscher sind. Eine bedeutende und wichtige Veränderung hat dabei das Geruchsorgan durchgemacht, das beim Steppenthier, dem Schakal, der seine Beute in unermesslicher Ferne errängen muß, naturgemäß hinter dem Gesichtorgan zurücksteht. Die bei den prähistorischen Hunden niedrige Nasenöffnung wird höher, das enge Nasenrohr weiter, die anfänglich einfachere Muschel komplizirter. Auch der Schädel machte beträchtliche Veränderungen durch.

Neben dem zur jüngeren Steinzeit weit verbreiteten Pfahlbauspiß hat man in wenigen Seen Reste zweier anderen, einer größeren Hundeform angehörenden Rasse entdeckt, deren Ursprung wahrscheinlich auf Wolfsarten zurückzuführen ist. Die erste besitzt die Größe eines mittleren Fleischerhundes und einen Schädel, der viel Verwandtschaft mit demjenigen unseres Fegrimm zeigt. Er stimmt mit dem des sibirischen Vaila oder Eskimohundes fast überein und scheint auch in Deutschland Spuren hinterlassen zu haben, besonders in einer gewissen Art großer Wolfshunde, die freilich in Ungarn und Rumänien verbreiteter sein soll. Die andere Rasse, also die dritte der Steinzeit, ist erst in einem einzigen Schädel am Bodensee zum Vorschein gekommen. Nach diesem zu schließen, könnte die dazu gehörige Hundeform die Stammrasse des irischen

Wolfshundes und des Hirschhundes, der in älteren Zeiten eine hervorragende Rolle als Parforcehund spielte, gewesen sein. Uebrigens könnten Dackel und Hirschhund oder Deerhound auch Kinder einer einzigen Stammart sein, die aber nicht der heutige Wolf gewachsen zu sein braucht.

Etwas später, als die Steingeräte von der Bronze verdrängt wurden, tritt im Bereich der Pfahlbauten ein neue Hunderasse auf, der Schäferhund der Bronzezeit, von dem unsere heutigen Schäferhunde und die vielleicht erst in historischer Zeit aus kleinen Schäferhundformen hervorgegangenen Pudel stammen. Durch Kreuzung einer der großen Steinzeitaffen mit dem Pfahlbauspiß ist möglicherweise der auch erst in der Bronzezeit auftretende Jagdhundtypus entstanden: so erscheinen die edelsten und klügsten ihres Geschlechts, Jagdhund und Pudel, zuletzt als Produkte einer langen, unablässig veredelten Ahnenreihe.

(Nachdruck verboten.)

Mauerblümchen.

Eine Ball-Geschichte. Von T. h. von Liska.

„Lieber Bergengrün“, sagte der Obmann des Ballkomitees, Herr von Geiwitz, bei Beginn des Balles zu dem Angeredeten, „Ihrer, Sablonki's und Kettner's harret heute eine besondere Aufgabe —“

„Das ist mir immer verdächtig, wenn Sie besondere Aufgaben haben!“

„Aber dieses mal ist's eine herrliche Sache! Also denken Sie, nach Eröffnung des Balles werden Sie drei sehen, die Mauerblümchen zum Tanz zu führen.“

„Die Mauerblümchen?“

„Das sind durchaus nicht die häßlichsten und ungewandtesten Tänzerinnen. Im Gegenteil — ich kannte viele liebliche Mauerblümchen, und bei dem Feuer ihres Tanzes schmolzen Herzen, die längst zu Eiszapfen geworden waren. Sie haben nur keine Bekannten, die armen Kleinen, und nun müssen sie in ihrem Ballpuzer dastehen, wie Verschnähte, und zusehen, wie andere Mädchen, oft häßlichere und ungeschicktere, immer wieder zum Tanze geführt werden. Jetzt bedenken Sie, wie dankbar das Herz solches Mauerblümchens dem edelmütigen Retter entgegenschlagen muß, der sich in Gestalt eines eleganten Komiteemitglieds naht, um die Gedemüthigte zum Tanze zu führen. Er hat einfach gewonnenes Spiel —“

„Herr von Geiwitz“, sagte der zum edelmütigen Retter der Verschnähten Auserkorene, „ich stelle wieder einmal fest, daß Sie die anderen stets mit den würdigen und sich selbst mit den angenehmen Aufgaben bedenken.“

Nach dieser vernichtenden Feststellung ging der junge Bergengrün stolz von dannen, der andere lachte nur, in dem er ihm nachblickte. Man hatte nicht vergebens die Gutmütigsten ausgefucht, um sich der Mauerblümchen zu erbarmen. Der Obmann wußte, das Komiteemitglied werde seine Pflichten erfüllen.

Und richtig, als Herr Bergengrün den Ball mit dem ihm zugewiesenen Patrizierfräulein, einer langen, mageren, edigen Jungfrau mit Sommersprossen, eröffnet, dachte er, häßlicher als die könnte kein Mauerblümchen der Welt sein. Er wandte diesen holden Blüten den Blick zu. Richtig, da saßen sie, wie an die Wand geklebt, an die gelbliche Tapete mit den weißen, sezeffionistischen, wahninnig gewordenen Bilien. Da saßen sie und starren gang verwirrt in den Balltrubel, in dem ihre glücklicheren Mitschwester die große Auszeichnung fanden, im Kreise herumgedreht zu werden. Welche sollte er erwählen? Er überslog die Reihe, und ohne recht die Gesichter zu prüfen, ging er, vielleicht nur bestochen durch eine feinere künstlerische Linie in der Gestalt oder Haltung, auf eine kleine Blondine im blauen Tüllkleidchen zu.

„Komiteemitglied Bergengrün“, stellte er sich vor. „Darf ich um einen Tanz bitten?“

„Ich danke sehr, aber ich tanze nicht.“

„Ach, Sie tanzen nicht? Ich dachte doch —“

„Daß man einen Ball besucht, um zu tanzen? Natürlich haben Sie Recht. Ich habe es auch immer so gehalten. Leider hatte ich die Woche einen verstauchten Fuß. Es ist ein Schmerz und eine Schwäche im Gelenk zurückgeblieben. Der Arzt hat das Tanzen strengstens verboten. Meine Schwester, Frau Goldner, die Sie vielleicht kennen, nahm mich indessen mit, daß ich wenigstens Ballluft athme, mich des schönen Bildes tanzender Paare erfreue und mich ein wenig bei den freundlichen Gesprächen gefälliger Ballkavaliere zerstreue.“

„Jetzt tanzen Sie nicht! Aber das thut mir wirklich leid —“

„Sehr freundlich von Ihnen, Herr Bergengrün. Aber wollen Sie nicht die kleine Weile, die Sie mit mir Walzer getanzt hätten, an meiner Seite verplaudern?“ Und die Kleine wies einladend auf die Bank und begleitete die Einladung mit einem seltsamen Glanzblick aus großen blauen Augensternen.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein“, sagte der junge Mann, indem er den Sitz neben der jungen Dame einnahm. Und im Stillen dachte er: „Das Mauerblümchen ist nicht einmal häßlich. Die Augen sind beinahe schön!“

„Ich muß sagen“, fuhr die Kleine fort, „ich habe Pech. Als ich Sie vorhin mit den anderen Herren den Ball eröffnen sah — ich glaube, Sie tanzten mit Fräulein von Merelde —?“

„Wie? Sie haben mich bemerkt?“

„Wie sollte ich nicht! Sie sind ja die eleganteste Erscheinung und der gewandteste Tänzer unter allen Mitgliedern des Ballkomitees —“

„O, mein Fräulein!“

„Ja, wahrhaftig, ich meine es ehrlich“, schm eichelte das Mädchen weiter. „Und ich wünschte mir, mit einem so vortrefflichen Tänzer wie Sie einmal durch den Saal fliegen zu können!“

„Und gleich darauf fordere ich Sie zum Tanze auf — das war ja ein förmlich suggestiver Wunsch!“

„Nicht wahr? Aber es geht wirklich nicht — wenn es nur das Verbot des Arztes wäre, darüber hätte ich mich schon längst hinweggesetzt!“

„Auch ich respektire es gewöhnlich nicht besonders.“

„Da sehen Sie, wie wir übereinstimmen! Ich dachte es immer —“

„Immer?“

„Nun ja — Sie gehören, ohne es zu wissen, zu meinen guten Bekannten —“

„Ja, wie das?“

„Gehen Sie nicht zweimal täglich durch die Langestraße?“

„In der That —“

„Nun, und wir wohnen in dieser Straße. Die Erfahrung werden Sie wohl schon auch gemacht haben, daß man, wenn man nur ein Bißchen täglich auf die Straße blickt, eine Menge Leute kennen lernt, die regelmäßig vorbeikommen.“

„Das ist wahr. Ich habe Sie aber mein Fräulein — zu meiner Schande muß ichs gestehen — bisher nicht bemerkt —“

„Wie sollten Sie auch! Sie blicken doch nicht in die Luft. Wir wohnen im Hause zu den goldnen Spulen. Die Langestraße führt wohl zu Ihrem Bureau?“

„Zu meinem Atelier. Ich bin Maler, mein Fräulein, und habe mein Atelier draußen in der kleinen Künstlerkolonie am Breiteplatz.“

„Ach, Künstler, das ist etwas so herrlich Schönes! Wie ich für alles Künstlerthum schwärme, das läßt sich gar nicht sagen.“

Wieder traf ihn ein Vollblick aus den blauen Sternen, und der junge Mann dachte: „Das ist nicht bloß kein häßliches, das ist sogar ein sehr interessantes Mädchen.“

„Wenn ich aber heute um meinen Tanz mit Ihnen komme, so hoffe ich, daß wir nächsten das Versäumte nachholen — ja?“

„O bitte, mein Fräulein, befehlen Sie nur!“
 „Wir gehen nächste Woche wahrscheinlich auf das Kränzchen des Humanitätsvereins. Ich glaube, daß ich bis dahin vollkommen wiederhergestellt und tanzfertig bin. Wollen Sie auf das Kränzchen kommen?“

„Wenn Sie erlauben, mein Fräulein. Eine Revanche muß ich doch dafür haben, was mir heute entgangen ist.“

„Sie sollen sehen, wie tanzlustig ich bin. Die erste Quadrille reserviere ich Ihnen natürlich. Und die Kundtänze — so oft Sie tanzen wollen, ich tanze immer mit Ihnen.“

„Sie sind wirklich liebenswürdig, ich weiß gar nicht, wie ich es verdiene —“

„O, ich weiß Sie zu schätzen — und — Sie wissen ja — ich interessiere mich schon lange für Sie . . . Aber wie erfahren Sie nur, ob wir wirklich auf das Kränzchen gehen?“

„Ja, wie?“

„Nun, ganz einfach — Sie gehen doch täglich zwei mal durch die Längestraße! Wollen Sie sich nicht persönlich erkundigen? Man wird Sie gern sehen, meine Schwester dort — sie stellt sich eben zum Contretanz an — schätzt auch die gewandten Tänzer und mein Schwager schwärmt für die Kunst beinahe wie ich.“

„Welchen Beruf hat Ihr Herr Schwager?“

„Er ist Pelzhändler.“

Der junge Mann war ein wenig verwundert, aber das Fräulein fühlte sich durch den der Kunst sehr entlegenen Beruf ihres Schwagers durchaus nicht beirrt.

„Wann kommen Sie? . . . Vielleicht am Donnerstag? Am besten zwischen zwei und drei Uhr. Dann bleiben Sie bis zum Kaffee —“

„Ich weiß nicht, ob ich —“

„Nur keine Ausflüchte. Ich erwarte Sie zwischen zwei und drei Uhr.“

„Gut, ich werde kommen. Doch jetzt erlauben Sie, daß ich an meine sonstigen Komiteemitglieds-Pflichten denke.“

„Ich sage nur: auf Wiedersehen! Sie sehen ja noch im Laufe des Abends nach Ihrem armen Mauerblümchen?“

„Sehr gern, liebes Fräulein! Auf Wiedersehen also!“

„Die Kleine ist wirklich entzückend“, dachte Bergengrün, während er zwischen den Tanzenden durchsteuerte. Plötzlich stand er wieder Herrn von Gleiwitz gegenüber.

„Ach, da sind Sie ja, lieber Freund“, sagte der Obmann des Ballkomitees. „Sah Sie vorhin mit einem Mauerblümchen flirten, das hatte gefährliche Augen —“

„Ach, ich bitte Sie, ein Mauerblümchen“, sagte der junge Maler leichtthin.

„Blumen, wie andere, blühen und glühen und — bestricken uns! . . . Lassen Sie sich nicht einfangen, Bergengrün!“

„Ach, was Ihnen nicht einfällt! Hahaha!“ Lachend ging er davon. —

Aber vier Wochen später war er verlobt, und vier Monate später wurde er geheiratet.

Er hatte aber Glück mit seinem Weibchen. Er malte es als „Mauerblümchen“, wie er es im Ballsaale gesehen, im blauen Tüllkleidchen an der gelblichen Tapete mit den wahnsinnig gewordenen, weichen, sezessionistischen Lilien. Das Bild machte Aufsehen, wurde für eine fürstliche Galerie angekauft und brachte den Namen des Künstlers in die Menge.

„Sehen Sie, wie sich das Publikum zu dem Bilde drängt“, sagte Herr von Gleiwitz zu dem jungen Künstler in der Ausstellung. „Alle vergaffen sich in das Mauerblümchen und erkennen auf den ersten Blick, daß das was Besonderes ist. Nur Sie waren nicht im Klaren darüber. Gefährliche Augen! Auch Mauerblümchen geben keinen Pardon, lieber Bergengrün!“ . . .

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler wollte, da er zwei Fungen, ein K und eine besetzte Zehn in seiner Karte fand, erst Wenzel spielen machen; da aber M sogleich pakte und H auf Wenzel reizte, ließ er diesem das Spiel. H hatte folgende Karte:

b d B, a 10, K, b A, 10, K, 8, c K, d 9.



Er wendet a 8, findet noch b 7, drückt c K und d 9 und gewinnt das Spiel mit Schneider. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Schreibmaschine.

Auflösung des Zahlenräthfels.

Eislauf; sei, faul, laufe, lass', auf, Eis, sie.

Auflösung des Silbenräthfels.

| | | |
|--------------|-------------|---------------|
| | Maria | |
| | Uhrmacher | |
| Rusbauer für | Segelboot | hrt zum Ziel. |
| | Differenz | |
| | Margau | |
| | Ufedom | |
| | Giertanz | |
| | Reiterei | |
| | Fahnenweihe | |
| | Uebel | |

Auflösung des Quadraträthfels.

B I L D
I S A R
L A M A
D R A U

Auflösung des Räthfels.

Sage, Sago.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a A; b 10, K, D 9, 8, 7; d D, 9, 8.
 M. a, b, c, d B, a K, D, 9, 8; b A; c A.
 H. a 10, 7; c 10, K, D, 9, 8, 7; d A, K.
 Stat: d 10, 7.

Spiel:

1. B. b 10, b A, a 10 (-31) 2. H. c 10, a A, c A (-32).

V mußte versuchen, seinen Mann an den Stich zu bringen, da er sonst sein a A nicht retten konnte; daß H c 10 nachzog, war korrekt, denn wenn V das blanke c A hätte, würde er es angezogen haben.

Richtige Lösungen gingen ein von: Willi und Ernst Becker, Albert Grudowski, Otto Grosse, Gerhard u. Walther Kühn, Buchsteiner, Schneevogt, Albrecht, Erwin Korsch, Erich Stübner, Paula Gappe, Walter Fabian, Willi Hesse, Sally Spizer, Fritz und Juli Doerfel, Marie Barra, Paul Butoszer, Alex Zedel, Bruno Lubomirsky, Alton Spizer, Bart, Bodzwardowska, Schattschneider, Georg Schmelter, Hans Kühl, Elsa Wilhelmi, Necha und Hedwig Lewin, Bromberg.